

Chef-Redakteur
Arthur Geufohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Hoffe in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 219.

Berlin, Montag, den 1. Mai 1893.

XXII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Arthur Loewysohn.

Die Reise unseres Kaisers nach Rom hat sich mehr und mehr zu einem weltpolitischen Ereignis ausgewandelt. So wenig man in Deutschland anfänglich selbst geneigt war, in dieser Zeitnahme an der fiktiven Hoheit des italienischen Königsstaates etwas Anderes zu sehen, als einen Akt persönlicher Freundschaft, so sehr hat man sich schließlich daran gewöhnt, die Anwesenheit unseres Kaisers auf italienischem Boden als eine Art von moralischer Erziehung zu betrachten, der namentlich unseren politischen Widersachern sehr viel zu denken gibt. In der That läßt es sich nicht leugnen, daß die förmlichen Kundgebungen, deren Gegenstand Kaiser Wilhelm in Rom sowohl wie in Neapel geworden, eine gewisse politische Tragweite besitzen — selbst dann, wenn man die leichte Besessenenfähigkeit der süditalienischen Bevölkerung dabei mit in Rechnung zieht. Genöthigt Kaiser Wilhelm bis dahin bei den Italienern einer unerbittlichen Verleumdung, so ist daraus während seines zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt eine mit wahrer Hochachtung gepaarte Volkshörigkeit erwachsen, die unsere Bundesverhältnisse zu Italien eine sehr erfreuliche persönliche Seite verleiht. Das politische Verdienst der Kaiserin in dieser Hinsicht ist wohl, daß sie dem protestantischen Kaiser den Besuch, welchen er während seiner Anwesenheit in Rom dem heiligen Vater abstatte, in feiner Weise vermittelte. Mit feiner Unterscheidung unterließ sie jede rührende Begrüßungsrede, als der Monarch von der päpstlichen Repräsentation beim Heiligen Stuhl aus seine Fahrt nach dem Vatikan entriet, während sie ihn bei jeder anderen Gelegenheit, wo er sich in Rom niederließ, mit nicht eben wüthenden Demonstrationen zu umgeben verstand.

Dieser Besuch beim Vatikan fand nicht dieselbe ruhige Würdigung bei einem Theile der deutschen Presse. Man war seit den Tagen des Karolinerfahrspruchs des Papstes und seit der durch den Fürsten Bismarck herbeigeführten Einmischung Leo's XIII. in unsere inneren Angelegenheiten aus Anlaß der Militärverträge vom Jahre 1887 daran gewöhnt, mit überaus misstrauischen Blicken nach dem Vatikan zu sehen. Man glaubte, daß auch die Führer des neuen Fortschritts in diesem Punkte sich vor dem Fürsten Bismarck geknechteten. Die Anwesenheit des Kaisers in Rom wurde daher durch den heiligen Vater auf das Geringste zu Gunsten der Annahme der neuen Militärverträge einwirken zu lassen. Aber nichts von alledem ist geschehen. Kaiser und Papst haben in einflussreicher Unterredung ihre Gedanken über die großen Probleme, welche die gegenwärtige Gesellschaftsordnung bedrohen, ausgetauscht, und der Staatssekretär des Königs, Freiherr v. Marschall, hat Tags darauf die Ehre gehabt, in einer anerkennendsten Unterredung in derselben Weise vom Papst empfangen zu werden, wie sie im Jahre 1888 Graf Herbert Bismarck theilhaftig geworden war. Es steht schon heute fest, daß auch in dieser Unterredung innerweltliche Angelegenheiten nicht berührt worden sind. Es drängt sich dabei dem unbefangenen Beobachter die Frage auf, welche Ursache wohl Kaiser Wilhelm bewegen haben mögen, dem Papst persönlich so nahe zu treten durch einen Schritt, von dem er im Voraus wissen konnte, daß er zum mindesten das Befremden eines großen Theils der deutschen Staatsbürger preisfälligen Erkenntnisses herausfordern müsse. Man wird in richtiger Würdigung eines solchen Ereignisses schwerlich fehlgehen, wenn man an-

nimmt, daß nur Beweggründe zwingender Natur den Kaiser veranlassen konnten, einen Schritt zu thun, der manches fromme protestantische Gemüth an ihm irre werden lassen mußte. Dazu kam, daß, wie vorauszuversetzen war, die vatikanische Presse den kaiserlichen Besuch nach Kräften in ihrem Sinne ausgebeutet hat, und daß auch die Hofftheilsbezeugungen und Auszeichnungen, die der Kaiser den beiden höchsten Würdenträgern der katholischen Kirche nachst dem Papste, dem Kardinal von Rampolla und Ledochowski zu Theil werden ließ, eine unangenehme Vertheilung in heimischen Kreisen hervorgerufen haben. Wenn man der deutsche Kaiser trotz aller dieser vorauszuversetzenden Unzulänglichkeiten dennoch den Papst feierlich besuchte, dem Kardinal Rampolla den Schwarzen Adlerorden verlieh und den Kardinal Ledochowski durch das Geschenk einer brillantenbesetzten Tabatiere auszeichnete, so liegt der Gedanke nahe, daß es nichts Kleinliches gewesen sein mußte, das den Souverän zu diesem Schritte bewegen haben mochte.

Köft man die Politik ins Auge, welche die römische Kurie in den letzten Jahren verfolgte, so kann man es nicht verhehlen, daß Leo XIII. eine unvermeidbare Einmischung zu Frankreich an den Tag legte, das er auch in seiner republikanischen Staatsform noch immer als den „Ältesten Sohn der Kirche“ zu betrachten geneigt blieb. Wenn Kaiser Wilhelm als Vertreter des monarchistischen Gedankens dem Papste gegenübertrat, wenn er seine Ideen über die grundsätzlichen Grundlagen der Sozialdemokratie darlegte, und wenn der Papst darin eine unangelegentlichkeit mit den Anschauungen zu erkennen vermochte, die Leo XIII. selbst in seiner berühmten Encyclica über die soziale Frage niedergelegt; so hat Kaiser Wilhelm sicherlich nicht den Zweck verfolgt, den heiligen Vater von der Anerkennung der republikanischen Staatsform in Frankreich abzuhalten. Aber indem der Papst sich selbst als Friedensstifter bekante, mag der Kaiser sehr wohl die Gelegenheit ergriffen haben, auch die Friedenspolitik zu betonen, die in seiner Seele schlummerte. Diese friedenspolitische Stimme bedarf es nicht, einmal durch jene unverständlichen Tendenzen, wie sie in der sozialistischen Bewegung unserer Tage in die Erscheinung getreten sind, zweitens aber auch durch die Magistrateien, welche das Aufkommen eines chauvinistisch-radikalen Regiments in republikanischer Frankreich zu gebären vermöchte. Was beiden Richtungen hin wird sich — das kann man behaupten, ohne in die Geheimnisse der Kabinette eingeweiht zu sein — infolgedessen eine Abengemeinschaft zwischen Papst und Kaiser haben stattfinden lassen. Und wenn Leo XIII., überzeugt von den überaus friedlichen Gesinnungen unseres Kaisers, jetzt die Gelegenheit ergreift, seinen unerbittlichen großen Einfluß in Frankreich auf die Abschichtung der revolutionären Kräfte jenes Landes anzuwenden, so wäre mit dem Besuch Kaiser Wilhelms im Vatikan gewiß schon ein großer Erfolg erzielt.

Aber die Staatentrenter pflegen erkrankungsähnlich nicht bloß immer die nächstliegenden Ziele bei ihrem Zorn und Lassen im Auge zu haben. Leo XIII. ist hoch bei Zahren, und es liegt in der Natur der Dinge, daß man die Essentialitäten in Betracht zieht, welche einem stillen oder später notwendig werdenden Konflikt ihre eigenthümliche Gepräge verliehen müssen. In der Umgebung des gegenwärtigen Papstes giebt es eine mächtige Partei, deren dreißigjährige Mitglieder für niemand ein Geheimniß sind. Wenn es gelänge, diesen Theilen Männer wie die Kardinal Rampolla und Ledochowski zu entziehen, so würde auch für die Lage eines künftigen Konflikts manches gewonnen.

Jedenfalls lag es nicht im Interesse eines Mitgliedes des Dreibundes, diese beiden mächtigsten Kardinalen durch geistliche Nichtachtung ins feindliche Lager zu treiben. Und so erklärten sich die Auszeichnungen beider hoher Kirchenfürsten wohl zur Genüge, auch ohne daß man nöthig hat, bestimmte Erwaartungen an die Lebenswichtigkeit zu knüpfen, welche der Kaiser für diese Prälaten an den Tag zu legen, für gut befand.

Man giebt es aber in Italien — wie bisher noch keine, ab nicht ohnmächtige Erörterung, welche jener des Prinzip des Dreibundes hochhält, aber diesem Bunde selbst durch Aufhaltung des Krieges und Eingetretung Rußlands eine andere Gestalt zu geben vermag. Die Anwesenheit des Großfürsten Wladimir bei dem Kaiser in Rom ist von mancher Seite als ein Eingetretommen des Russen in diesem Sinne aufgefaßt worden. Und es scheint fast, als ob man in Wien von diesen Erörterungen Kenntnis erhalten hätte — Erörterungen, die allerdings insofern für die gegenwärtige Zusammenfassung des Dreibundes gefährlich werden könnten, als ein Zusammengehen Italiens mit Deutschland und Rußland die gesamte iredentische Opposition Italiens, die sich heute Oesterreich gegenüber nur mit Schwierigkeit in Zaum und Jügel halten läßt, zu begeisterten Anhängern erhalten würde. Käft man diese Zusammenhänge ins Auge, so gewinnt der ausfallende Besuch, den Kaiser Franz Joseph dem nach Petersburg zurückkehrenden, gesellen russischen Staatskanzler, Herrn v. Giers, in seinen Hotel gemacht hat, eine nicht mehr im Grunde, als einer Hand die Feltung der unzulässigen Angelegenheiten Rußlands zu übernehmen. Aber die diesen Staatsmann dargebotene Aufnahme wird in Rußland nicht als eine persönliche Auszeichnung, sondern als eine Auszeichnung aufgefaßt werden dürfen, die dem Zarentum überhaupt zu gelten hatte. Oesterreich will bei Zeiten alle dazu thun, um bei diesem von gewisser Seite geplanten Wechsel der Positionen nicht selbst zu bleiben. Man wird auch thun, mit dieser Neigung die werthwürdigen Nachrichten zusammenzufassen, welche neuerdings in englischen Wiener und Londoner Blättern an die Hand gekommen sind, die Zustimmung des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser Franz Joseph für diesen Sommer in Aussicht stellen. In der heutigen Nummer des „Berliner“ veröffentlichen wir die Geschichte des italienischen Diplomaten Luigi Sanna über die Verhandlung, welche nicht ein oberer hat. Auch dieser Besuch wurde durch vorläufige Aufklärung in Wiener Blättern eingeleitet, während man ihn in Rom mit ein so größerer Entscheidung in Abrede stellte, als damals noch kein italienischer Staatsmann der Gedanke überhaupt gekommen war, der König Humbert nach Wien reisen zu lassen. Herr Sanna schildert nun, in welcher geschickter Weise die österreichische Staatsleitung die Italiener doch dahin zu bringen wußte, schließlich eine Reise anzutreten, an die sie bis dahin gar nicht gedacht hatten. Und es liegt nahe, eine Parallele mit den Vorgängen zu ziehen, welche sich hinsichtlich einer Bewegung des Jazet mit dem Kaiser von Oesterreich in diesem Augenblicke in einer gewissen Weise spielen.

Daß man im Uebrigen auf österreichischer Seite gern alles vermeiden möchte, was den Russen Anlaß zur Unzufriedenheit geben könnte und das somit angehen würde, den päpstlichen Einbruch zu erhöhen, den der Empfang Stambulows in der Hofburg bei der russischen Diplomatie gemacht, resultirt aus einer Reihe von That-

△ Cousine Lilli.

Der Kario.

DIALOG.

Lilli und ihre Mutter saßen im Wagen am Kario. Auf dem Rücksitz lag der Herr v. Georg. Der Wagen bog eben in die Sackgasse ein.

Lilli. Ach, was ist denn hier geschehen, daß es so leer hier ist? Hier herrscht gewiß eine ansehnliche Krankheit und die Leute fürchten sich —

Georg. Nein — das ist die Koralle.

Lilli. O, wie öde das ist! Ganz wie die Wälder, die mir Mama zum Geburtstags geschenkt. Jetzt verleihe ich auch, warum man mich hierher mitgenommen hat! — Natürlich, es war gleich verdammt!

Lilli. Denken Sie nur, Georg — die neueste Literatur darf ich gar nicht lesen. Ich bliebe wirklich ganz, ganz ungebildet, wenn ich nicht Papa immer seine Bücher aufschmeißen würde...

Georg. Dort kommt noch ein Wagen.

Lilli. Einer! Entlich! Kennen Sie den Herrn, der dort fährt?

Georg. Ja. Er hat sich einen Namen gemacht.

Lilli. Ach, wie interessant! Wodurch —

Georg. Er hieß früher Schlächtermeister Schulz und jetzt Baron Zanczer.

Lilli. O! Sehen Sie dort den Wagen?

Georg. Den dort mit den Rappen! Er ist sehr chic. Eine Uhr über dem Rücksitz...

Lilli. Ah, es ist eine Kontroverzbage?

Georg. Nein — das ist jetzt das Neueste. Man spürt dann wenigstens, was man hier sonst nicht merken würde —

Lilli. Was denn?

Georg. Das die Zeit vergeht.

Lilli. Sehen Sie nur Mama! Sie nicht ein. Sie wird ihr Mittagessen halten! Waschen Sie sie nicht!

Georg. Waschals nicht?

Lilli. Es wäre grausam. Vielleicht trümpelt sie schön. Und dann — es ist auch viel netter so — wir können uns viel besser unterhalten. Sie können mir dann Manches erzählen —, Sagen Sie, ist es nicht unrecht, daß so wenig Leute hier sind?

Georg. Am — wissen Sie, die Gesellschaft ist wie ein Weib. Sie beschließt sich nicht gern vor jedem Ersten Weib.

Lilli. Was für merkwürdige Vergleiche Sie haben! Aber sehen Sie nur dort, auf dem Reitweg — die Dientanten. Jetzt reiten sie Galopp —

Georg. Und dabei behalten sie doch immer das Nothwendigste im Auge.

Lilli. Das Nothwendigste — was ist denn das?

Georg. Das Monocle.

Lilli. Dort kommt eine Dame — sie läuft jetzt selbst. Sie ist sehr schön. — Aber ich glaube —

Georg. Was glauben Sie?

Lilli. Sagen Sie, Georg, ist das nicht eine „femme galante“?

Georg. Oh. Betrachten Sie lieber dort die Fußgänger — das ist sehr interessant!

Lilli. Sie wollen mir ausweichen. Aber darum frage ich Sie ja hier. Ich weiß, daß es ein Ausweichen hier nicht giebt. Papa hat heute Vormittag zu Osnel gefahrt, er konnte nicht mit — man würde hier vielleicht femmes galantes — betante, hat er gesagt — und auf einem Kario ist es unmöglich, auszuweichen. Also sehen Sie, wenn es noch schon unmöglich ist —

Georg. Papa hat das ganz gewiß nicht gesagt, was Sie eben erzählten. Sie haben sich wieder einmal verfehrt, liebe Cousine.

Lilli. Ich habe mich nicht verfehrt. Öden Sie, Georg, ehrlich gesagt — ich weiß noch gar nicht, was das ist, „femme galante“ — Sie müssen es mir erklären...

Georg. Ah? — O!

Lilli (eigentlich). Ja, ich will es wissen. Sie weigern sich — o pui! Und Mama schließt gerade... die Gelegenheit ist so günstig... sie schläft sonst so schwer ein... nur wo es ganz ruhig ist, wie hier!

Georg (höhn). Lilli. Sollen denn Frauen auch galant sein? Was galante Frauen sind, weiß man. Aufpassen, welche Bieltischen offen und nicht geschlossen wollen. Sie sind sehr selten. Aber galante Frauen —

Georg. Gut. Also galante Frauen sind solche, die immer lächeln, wenn einer eine Dummeheit thut.

Lilli. Weil sie dann lächeln haben...?

Georg. Nein, weil sie dann hoffen dürfen...?

Lilli. Hoffen? Worauf? .. aber ich weiß es schon —, Ich danke Ihnen, Georg! Sagen Sie, finden Sie es hübsch, daß ich unsere Pferde mit Magistern geschmückt habe? Reichen Ihnen vielleicht Hinmungsvoller gemacht? Denken Sie nur — Bella wollte gar nicht still halten! Lediglich ist der Weg hier sehr langsam. Und so langsam. Es ist keine schöne Idee zum Karofahren. Finden Sie nicht auch, daß sie ein wenig kurz ist? Man dreht immer gleich wieder um — es ist, wie in einem Karoufel.

Georg. Ja — man sollte vielleicht die anderen Ideen dazu nehmen. Es ist hier nicht sehr verloren. Vielleicht ist auch darum die Vertheilung so langsam. Erst Wege, dann Wagen.

Lilli. O — Georg! Aber in der That, ich habe es mir ganz anders gedacht! Ja, wie ich mir sehr einen Kario verhofft habe — lange, lange Reihe herrlicher Equipagen, gar kein Ende abzusehen und alle mit Blumen geschmückt — und die schönsten Frauen darin — sehr viele „femmes galantes“, und alle laden und mit Brillanten und den neuesten Frühlingsmoden — und dann einen Reiter, die ganze Garde, und Musik, „Edende Giten“ vom Mann herger und die besten Reiter von Sträß — und Alles sollte Blumen wehen, hin und her, daß die Luft ganz voll wäre von lauten kleinen duftenden Bouquets —

Georg. Und all die kleinen duftenden Bouquets sollten niederfallen in Lillis Wagen.

Lilli. Wieviel — so habe ich mir's gedacht. Und hat denn? Lilli fährt hin und zurück in der hübsigen Allee, kein Mensch kümmert sich um einen, man braucht nicht ein einziges Mal recht zu werden, und als Gegenüber hat man so einen langweiligen Vetter —

Georg. Oh!

Lilli. Ja — einen so langweiligen Vetter, der nicht mal das Wichtigste erklären will. Aber ich mache es, wie Mama — ich schlafe auch ein. Sagen Sie, Georg — wie würden Sie mich wecken, wenn ich eingeschlafen würde...?

Georg. Wie ich Sie wecken würde?

Lilli. Ja — wie würden Sie eine schlummernde Prinzessin wecken...?

Georg. Ich würde vermutlich rufen: „Lilli — wachen Sie auf!“

Lilli (ärgertlich). Georg — die femme galante, die eben vorbeifahrt, hat geschlächet. Sollen Sie eine Dummeheit gesagt haben —

(Der Wagen verläßt die Kario-Allee.)

Theodor Wolf.